



Leseprobe

Angeline Boulley

Firekeeper's Daughter Deutschsprachige Ausgabe

»Ein Gespräch über die Bedeutung indigener Stimmen und das Aufwachsen in zwei Welten.« *Die Zeit über »Firekeeper's Daughter«*

Bestellen Sie mit einem Klick für 20,00 €



Seiten: 560

Erscheinungstermin: 21. März 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Bewahre das Geheimnis. Lebe die Lüge. Finde deine Wahrheit.

Die 18-jährige Daunis Fontaine hat nie wirklich dazugehört, weder in ihrer Heimatstadt noch in der nahe gelegenen Ojibwe-Reservation. Denn sie ist halb weiß, halb Native American. Daunis träumt von einem Neustart am College, wo sie Medizin studieren möchte. Doch als sie sich plötzlich um ihre Mutter kümmern muss, beschließt Daunis, die eigenen Pläne vorerst auf Eis zu legen. Der einzige Lichtblick ist Jamie, der neue und sehr charmante Spieler im Eishockeyteam von Daunis' Bruder Levi. Daunis genießt seine Aufmerksamkeit und hat sich gerade in ihrem Leben eingerichtet, als sie Zeugin eines schrecklichen Mordes wird. Damit nicht genug, wird sie vom FBI rekrutiert, um undercover zu ermitteln. Widerstrebend willigt Daunis ein und erfährt so Dinge, die ihre Welt vollkommen auseinanderreißen ...

Ein bahnbrechender, fulminanter Krimi über eine Native American, die in einen Mordfall verwickelt wird – direkt nach Erscheinen auf Platz 1 der New-York-Times-Bestsellerliste.



Autor

Angeline Boulley

Angeline Boulley, registriertes Mitglied des Sault Ste. Marie Tribes der Chippewa Indians, ist eine Erzählerin, die über ihre Ojibwe-Gemeinschaft auf Michigans Oberer Halbinsel schreibt. Vor ihrer Karriere als Autorin war sie als Direktorin für das Office of Indian Education am U.S. Department of Education tätig. Sie lebt im Südwesten von Michigan,

ANGELINE BOULLEY
Firekeeper's Daughter

ANGELINE BOULLEY



FIRE
KEEPER'S
DAUGHTER

Aus dem amerikanischen Englisch
von Claudia Max

Bei diesem Buch wurden die durch das verwendete Material und die Produktion entstandenen CO₂-Emissionen ausgeglichen, indem der cbj Verlag ein Projekt zur Aufforstung in Brasilien unterstützt.

Weitere Informationen zu dem Projekt unter:

www.ClimatePartner.com/14044-1912-1001



Penguin Random House Verlagsgruppe

FSC® N001967



Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

1. Auflage 2022

© 2022 cbj Kinder- und Jugendbuchverlag in der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Copyright: © 2021 by Angeline Bouley

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel »Firekeeper's Daughter«

bei Henry Holt and Company,

a registered trademark of Macmillan Publishing Group, LLC, New York

Übersetzung: Claudia Max

Lektorat: Regine Teufel

Historische Einordnung: Dr. Marco Briese & Angeline Bouley

Umschlaggestaltung: Suse Kopp, Hamburg,

unter Verwendung des Originalumschlags

© Jacket Art: Moses Lunham

© Jacket Design: Rich Deas und Kathleen Breitenfeld

sh · Herstellung: AJ

Satz und Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-16601-7

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*Für meine Eltern, Donna und Henry Bouley Sr.,
die Geschichten lieben*

Ich stehe als Statue von einem Mädchen erstarrt im Wald. Nur meine Augen bewegen sich, sie huschen von der Waffe zu ihren verblüfften Gesichtern.

Waffe. Schock. Waffe. Ungläubigkeit. Waffe. Angst.

THA-THUM-THA-THUM-THA-THUM.

Der kurze Revolver zittert leicht in der Hand, die auf mein Gesicht zielt.

Ich werde sterben.

In meiner Nase kribbelt eine fettige Süße. Vertraut. Vanille und Mineralöl. WD-40. Jemand hat die Waffe damit gereinigt. Noch mehr Gerüche: Kiefer, feuchtes Moos, ekelhafter Schweiß und Katzenpisse.

THA-THUM-THA-THUM-THA-THUM.

Die zittrige Hand holt mit einer Hackbewegung aus, als schwingt sie eine Machete. Jeder diagonale Hieb mit dem Revolver gibt mir Hoffnung. Lieber ein zufälliges Ziel als ich.

Doch dann greift von Neuem Todesangst nach meinem Herz. Der Revolver. Wieder auf mein Gesicht gerichtet.

Mom. Sie wird meinen Tod nicht überleben. Die Kugel wird uns beide töten.

Eine tapfere Hand streckt sich nach der Waffe aus. Die Finger gespreizt. Fordernd. Her damit. Los.

THA-THUM-THA-

Ich bin in Gedanken bei meiner Mutter, als der Schuss alles verändert.



KAPITEL 1

Ich beginne meinen Tag vor Sonnenaufgang, ziehe Joggingsachen an und lege eine Prise semaa an die Ostseite des Baums, dort werden die Sonnenstrahlen zuerst auf den Tabak fallen. Gebete beginnen mit einer semaa-Gabe, anschließend sage ich meinen *spirit name* – meinen Seelennamen –, meinen Clan und woher ich komme. Außerdem füge ich immer noch einen weiteren Namen hinzu, damit Schöpfer weiß, wer ich bin. Einen Namen, der mich mit meinem Vater verbindet – denn ich begann als Geheimnis, später war ich ein Skandal.

Ich danke Schöpfer und bitte um zoongidewin – was ich nach meinem 5-Meilen-Lauf vorhabe, erfordert Mut. Ich schiebe es schon eine Woche vor mir her.

Während meiner Dehnungsübungen in der Auffahrt reißt der Himmel auf. Wenn mein Bruder mit mir läuft, beschwert er sich jedes Mal über das lange Aufwärmprogramm. Ich erkläre Levi immer wieder, dass meine längeren, größeren und deshalb haushoch überlegenen Muskeln für Spitzenleistungen intensive Vorbereitungen benötigen. In Wahrheit, doch diese Begründung würde er idiotisch finden, zähle ich beim Dehnen die korrekten anatomischen Namen der einzelnen Muskeln auf. Und zwar nicht nur die der oberflächlichen Muskeln, sondern

auch die der tiefen. Ich will den anderen Erstsemestern in meinem Anatomie-Kurs diesen Herbst ein Stück voraus sein.

Als ich mit Aufwärmen und der Anatomieaufzählung fertig bin, späht die Sonne durch die Bäume. Ein Strahl fällt auf meine se-maa-Gabe. Niishin! *Es ist gut.*

Die erste Meile ist immer die schwierigste. Ein Teil von mir möchte weiter mit meiner Katze, Herri, im Bett liegen, deren Schnurren das genaue Gegenteil eines Weckers ist. Doch nach einer Weile findet mein Atem, vom Wippen meines schweren Pferdeschwanzes begleitet, seinen Rhythmus. Meine Arme und Beine funktionieren auf Autopilot. Von da an wandert mein Geist ins Dazwischen, in dem ich Teil dieser Welt bin, aber auch woanders, und die Meilen fliegen in einem Zustand halb bewusster Benommenheit an mir vorbei.

Meine Strecke führt mich über das Unigelände. Auf der gegenüberliegenden Seite befindet sich die schönste Aussicht von Sault Ste. Marie, Michigan. Als ich an Fontaine Hall vorbeilaufe, dem neuesten Wohnheim der Lake State University, benannt nach meinem Großvater mütterlicherseits, werfe ich ihr eine Kusshand zu. Als sie letztes Jahr eingeweiht wurde, bestand meine Großmutter Mary – ich nenne sie GrandMary – darauf, dass ich ein Kleid trug. Beim Fototermin war ich versucht, ein böses Gesicht zu ziehen, aber ich wusste, mein Trotz würde eher Mom verletzen als GrandMary auf die Palme bringen.

Ich nehme die Abkürzung über den Parkplatz hinter der Studierendenvereinigung zum Nordende des Unigeländes. Von der Klippe hat man einen fantastischen Blick über den St. Marys River, auf die International Bridge nach Kanada hinüber und auf die Stadt Sault Sainte Marie in Ontario. In die Flusskrümmung im Osten der Stadt schmiegt sich der Ort, den ich im Universum am meisten liebe: Sugar Island.

Am Horizont hinter der Insel versteckt sich die aufgehende Sonne unter einer tief hängenden dunklen Wolke. Ich bleibe von Ehrfurcht ergriffen stehen. Aus der Wolke fächern sich Lichtbündel, als wäre Sugar Island die Quelle der Sonnenstrahlen. Ein kühler Wind bläht mein T-Shirt auf und ich bekomme Mitte August Gänsehaut.

»Ziisabaaka Minising«, flüstere ich auf Anishinaabemowin, es ist der Name der Insel, den mir mein Vater als Kind beigebracht hat. Er klingt wie ein Gebet. Die Familie meines Vaters, die Seite der Firekeepers, ist ebenso Teil von Sugar Island wie die von Quellen gespeisten Flüsse und die Zuckerahornbäume.

Als die Wolke weiterrückt und die Sonne ihre Strahlen zurückfordert, schiebt mich eine Windböe vorwärts. Zurück zum Joggen und der vor mir liegenden Aufgabe.

Eine Dreiviertelstunde später beende ich meine Runde bei EverCare, einer Langzeitpflegeeinrichtung ein paar Blocks von zu Hause. Heute fühlte sich beim Laufen alles umgekehrt an, die erste Meile lief am besten, danach wurde es zunehmend schwieriger. Ich jagte dem Dazwischen hinterher, aber es war eine Fata Morgana knapp außerhalb meiner Reichweite.

»Morgen, Daunis«, begrüßt mich Mrs Bonasera, die Pflegeleitung, hinter dem Rezeptionstresen. »Mary hatte eine gute Nacht. Deine Mom ist schon da.«

Noch immer schwer atmend winke ich meinen üblichen Morgenruß.

Der Gang kommt mir mit jedem Schritt länger vor. Ich bereite mich auf die Reaktionen vor, die meine Ankündigung hervorrufen wird. In den Szenarien, die ich mir ausgemalt habe, drückt eine hochgezogene Augenbraue Enttäuschung aus, Verärgerung und die Rücknahme der bisherigen Anerkennung.

Vielleicht sollte ich lieber bis morgen warten, um meine Entscheidung zu verkünden?

Mrs B. hätte nichts zu sagen brauchen; der schwere Rosenduft auf dem Gang kündigt die Anwesenheit meiner Mutter bereits an. Als ich das Einzelzimmer betrete, massiert sie die dünnen Arme meiner Großmutter gerade sanft mit duftender Rosenlotion. Ein frischer Strauß gelber Rosen verstärkt den blumigen Sättigungsgrad.

Mittlerweile ist GrandMary seit anderthalb Monaten bei EverCare,

davor lag sie einen Monat im Krankenhaus. Sie hatte bei meiner Abschlussfeier an der Highschool einen Schlaganfall. Mein morgendlicher Besuch bei ihr gehört zu meinem Neuen Normal, so nenne ich den Zustand, wenn das eigene Universum so gnadenlos durchgerüttelt wird, dass man nie wieder dieselbe Achse findet. Trotzdem versucht man es.

Die Augen meiner Großmutter suchen nach meinen. Als sie mich erkennt, hebt sich die linke Augenbraue. Ihre rechte Seite ist nicht mehr in der Lage, irgendetwas auszudrücken.

»Bon matin, GrandMary.« Ich küsse sie auf beide Wangen und trete einen Schritt zurück, damit sie mich inspizieren kann.

Im Vorher ging mir die kritische Überprüfung meiner Kleiderwahl tierisch auf die Nerven. Aber jetzt? Fühlt sich ihr einseitiger missbilligender Blick auf mein Oversize-Shirt wie ein erstklassiger Schlagschuss an.

»Siehst du?« Ich hebe kokett den Saum an und führe die gelben Spandex-Shorts darunter vor. »Nicht halb nackt.«

GrandMary verdreht kaum wahrnehmbar die Augen, doch ungefähr nach der Hälfte driftet ihr Blick ins Leere. Als würde sich eine Glühbirne hinter ihren Augen willkürlich ein- und ausschalten.

»Gib ihr einen Moment Zeit«, sagt Mom und reibt weiter Lotion auf GrandMarys Arme.

Ich nicke und sehe mich im Zimmer um. Das große Panoramafenster mit Blick auf einen Spielplatz. Das Whiteboard mit der Überschrift HALLO! ICH HEISSE MARY FONTAINE, und darunter eine Linie, auf der sich jemand bei MEIN/E PFLEGER/IN eintragen kann. Die Linie hinter MEINE ZIELE ist leer. Um die Vase mit den Rosen sind gerahmte Fotos aufgestellt. GrandMary und Grandpa Lorenzo am Tag ihrer Hochzeit. Ein Doppelrahmen mit Mom und Uncle David als betende Engel in weißen Kommunionkleidern. Mein Jahrgangsfoto der Zwölfen in einem Silberrahmen mit der Gravur ABSCHLUSSKLASSE 2004.

Beim letzten Foto von uns vier Fontaines – Mom, Uncle David, GrandMary und ich nach meinem Abschieds-Eishockeyspiel – bildet

sich ein walnussgroßer Kloß in meiner Kehle. So viele Nächte ging ich schlafen und hörte Mom und ihren Bruder lachen, Karten spielen oder die Sprache sprechen, die sie als Kinder erfunden haben – eine Mischung aus Französisch, Italienisch, verknüpftem Englisch und erfundenen Wörtern, die keinen Sinn ergaben. Doch das war, bevor Uncle David im April starb und GrandMary vor lauter Trauer zwei Monate später einen intrazerebralen hämorrhagischen Schlaganfall erlitt.

Im Neuen Normal lacht meine Mutter nicht.

Sie blickt auf. Ihre jadegrünen Augen sind müde und gerötet. Statt zu schlafen, hat Mom letzte Nacht wie eine Verrückte das Haus geputzt und dabei mit meinem Onkel geredet, als säße er auf dem Sofa und sähe ihr beim Abstauben und Aufwischen zu. Das tut sie oft. Ich wache auf, wenn meine Mutter ihm in diesen dunkelsten Stunden ihre Einsamkeit und ihre Reue gesteht, nicht ahnend, dass ich ihre Geheimsprache fließend beherrsche.

Während ich darauf warte, dass meine Großmutter wieder sie selbst wird, fische ich einen Lippenstift aus dem Körbchen auf dem Nachttisch. GrandMary glaubt daran, dass man den Tag mit einem perfekten roten Lächeln begrüßen soll. Während ich das matte Rubinrot über ihre schmalen Lippen gleiten lasse, fällt mir meine Bitte um Mut wieder ein. Zoongidewin bedeutet, sich seinen Ängsten mit starkem Herzen zu stellen. Meine Hand zuckt; das goldene Lippenstiftröhrchen ist die zitternde Nadel eines Seismografen.

Mom ist fertig mit Eincremen und küsst GrandMary auf die Stirn. Ich war so oft die Empfängerin dieser Küsse, dass einer als Echo meine Stirn wärmt. Hoffentlich spürt GrandMary diese gute Medizin trotz ausgeknipster Glühbirne.

Während ihres Krankenhausaufenthaltes hatte ich mir Notizen gemacht, wie oft sie im täglichen identischen Fünfzehn-Minuten-Fenster blinzelte. Mom störte sich nicht an meinem Protokoll, bis ihr die Trennung der Zählstriche in GLÜHBIRNE AN und GLÜHBIRNE AUS auffiel. Die Gesamtzahl war unverändert, doch der Prozentsatz an bewussten Blinzelbewegungen (GLÜHBIRNE AN geteilt durch Gesamt-

zahl Blinzeln) hatte abgenommen. Meiner Mutter setzte die Strichliste so zu, dass ich das Blinzeln-Notizbuch mittlerweile in GrandMarys Zimmer verstecke und nur heraushole, wenn Mom nicht da ist.

Und da ist es. GrandMary blinzelt und ihre Augen leuchten. GLÜHBIRNE AN. Von einem Moment auf den anderen ist sie konzentriert und wieder eine mächtige Naturgewalt, die Matriarchin der Fontaines.

»GrandMary«, sage ich schnell. »Ich verschiebe meine Zulassung für die University of Michigan und schreibe mich stattdessen für Kurse an der Lake State ein. Nur für das erste Semester.« Ich halte die Luft an und warte auf ihre Enttäuschung, dass ich von meinem Plan Dr. Dauris Lorenza Fontaine abweichen will.

Anfangs zog ich mit, weil ich hoffte, sie stolz zu machen. Ich wurde damit groß, dass Leute mit bössartiger Schadenfreude über den »Großen Skandal« in Mary und Lorenzo Fontaines »Perfektem Leben« tuschelten. Ich spielte so gut und so lange mit, dass ihr Plan irgendwann meiner wurde. Unser Plan. Ich liebte diesen Plan. Aber das war im Vorher.

GrandMary mustert mich mit einem Blick, der ebenso zärtlich ist wie die Küsse meiner Mutter. Etwas passiert zwischen meiner Großmutter und mir. Sie begreift, warum ich unseren Plan ändern musste.

In meiner Nase kribbeln die Nadelstiche, die ich immer spüre, bevor ich in Tränen ausbreche – aus Erleichterung, aus Traurigkeit oder beidem. Vielleicht gibt es ein Wort auf Anishinaabemowin dafür, wenn man nach einer Tragödie wieder Halt in den Trümmern findet.

Mom eilt um das Bett und drückt mich so fest an sich, dass die Luft aus meinen Lungen weicht. Ihre freudigen Schluchzer vibrieren durch mich hindurch. Ich habe meine Mutter glücklich gemacht. Das wusste ich vorher, aber ich hatte nicht erwartet, dass auch ich so erleichtert sein würde. Sie hatte mich gedrängt, nicht in eine andere Stadt aufs College zu gehen, und sogar Levi angestachelt, mir damit auf die Nerven zu gehen. Im Januar hat sie mich angefleht, den Zulassungsantrag für die Lake State als Geburtstagsgeschenk für sie auszufüllen. Da ich

davon ausging, dass es sowieso nicht mehr klappen würde, hatte ich eingewilligt. Wie sich herausstellen sollte, hat es geklappt.

Ein Vogel knallt mit einem dumpfen Schlag gegen das Fenster. Meine Mutter zuckt zusammen und lässt mich los. Ich gehe drei Schritte auf das Fenster zu, da richtet sich der Vogel auf und schlägt mit den Flügeln, um sein Gleichgewicht wiederzufinden, bevor er seine Reise fortsetzt.

Für Gramma Pearl – meine Anishinaabe nokomis auf der Firekeeper-Seite – bedeutete ein gegen die Scheibe fliegender Vogel ein böses Omen. Sie wäre, eine ledrige braune Hand vor den Mund geschlagen, nach draußen geeilt und hätte über seinem gekrümmten Hals »Oh-oh-oh« gemurmelt, dann hätte sie ihre Schwestern gerufen und mit ihnen beraten, welche Tragödie hinter der nächsten Ecke lauerte.

In GrandMarys Weltbild war es Zufall und Pech. Nichts weiter als das unbeabsichtigte Resultat eines geputzten Fensters. *Indianer-Aberglaube hat nichts mit Fakten zu tun, Daunis.*

Meine Zhaaganaash- und Anishinaabe-Großmütter hätten nicht unterschiedlicher sein können. Die eine betrachtete die Welt als Oberfläche, die andere erkannte Verbindungen und Lehren, die tiefer reichten als die uns bekannte Welt. Ihre Unterschiedlichkeit war mein ganzes Leben lang ein Tauziehen.

Mit sieben verbrachte ich ein Wochenende in Gramma Pearls Teerpappen-Hütte auf Sugar Island. Ich wachte weinend mit Ohrenschmerzen auf, aber die Fähre zum Festland hatte den Dienst für die Nacht schon eingestellt. Sie ließ mich in eine Tasse pinkeln, legte meinen Kopf in ihren Schoß und goss mir den Inhalt der Tasse ins Ohr. Als ich Sonntag Abend wieder bei GrandMary und Grandpa Lorenzo war, erzählte ich beim Essen, wie klug meine andere Großmutter war. *Gramma Pearl hat meine Ohrenschmerzen mit meinem Pipi geheilt!* GrandMary zuckte zusammen, aber einen Augenblick später funkelte sie meine Mutter böse an, als wäre es ihre Schuld. Meine Mutter so verlegen zu sehen, spaltete etwas in mir. Ich begriff, dass es Zeiten gab,

in denen von mir erwartet wurde, eine Fontaine zu sein, und andere, in denen es in Ordnung war, eine Firekeeper zu sein.

Mom wendet sich wieder GrandMary zu und schlägt die Kaschmirdecke zurück, um Lotion in ein dürres Alabasterbein zu massieren. Sie kümmert sich bis zur Erschöpfung um meine Großmutter. Mom ist überzeugt, dass sie wieder auf die Beine kommen wird. Meine Mutter war noch nie besonders gut darin, unangenehme Wahrheiten zu akzeptieren.

Vor einer Woche wachte ich während einer ihrer Putzanfälle auf.

Ich habe so viel verloren, David. Und jetzt auch noch sie. Wenn Daunis weggeht, j'disparaitrai.

Sie verwendete das französische Wort, das sowohl »verschwinden« als auch »sterben« bedeutet.

Meine Geburt vor achtzehn Jahren veränderte die Welt meiner Mutter. Und zerstörte das Leben, das ihre Eltern für sie vorgezeichnet hatten. Ich bin alles, was sie auf dieser Welt noch hat.

Gramma Pearl erklärte mir immer *Aller schlechten Dinge sind drei.*

Uncle David starb im April.

Im Juni hatte GrandMary einen Schlaganfall.

Indem ich zu Hause bleibe, kann ich das dritte Unglück verhindern. Selbst wenn es bedeutet, dass ich noch ein wenig warten muss, bis ich den *Plan* verfolgen kann.

»Ich gehe dann mal.« Ich gebe erst Mom, dann GrandMary einen Abschiedskuss. Sobald ich aus dem Pflegeheim heraus bin, renne ich los. Normalerweise gehe ich die paar Blocks nach Hause, um mich abzukühlen, aber heute lege ich einen Sprint bis zur Auffahrt hin. Keuchend lasse ich mich unter meinen Gebetsbaum fallen. Und warte, dass ich wieder Luft bekomme.

Warte, dass der normale Teil des Neuen Normal beginnt.



KAPITEL 2

Lilys Jeep hält mit quietschenden Bremsen in der Auffahrt. Meine beste Freundin trägt wie üblich Schwarz und steigt aus, damit ich auf den Rücksitz klettern kann. Auf dem Beifahrersitz thront Granny June mit unter dem Kinn geknotetem Kopftuch; die dunkelbraunen Augen können kaum über das Armaturenbrett schauen. Bei der winzigen Lily und ihrer Urgroßmutter grenzt es an ein Wunder, dass die beiden die Straße überhaupt erkennen können.

Lily ist meine beste Freundin, seit sie in der sechsten Klasse herzog, um bei ihrer Granny June zu leben. Optisch sind wir das totale Gegenteil, und zwar nicht nur wegen unseres Größenunterschiedes. Ich bin so blass, dass mich die anderen Nish-Jugendlichen früher Ghost genannt haben, und einmal hörte ich, dass mich jemand als »diese ausgeblichene Schwester von Levi« bezeichnete. Als Lily noch bei ihrem Zhaaganaash-Vater und seiner Frau lebte, ließen sie sie nicht in die Sonne, damit ihre rötlich braune Haut nicht noch dunkler wurde. Wir haben beide von klein auf gelernt, dass es ein »Akzeptables Anishinaabe Hautfarben-Kontinuum« gibt und dass alle, die im jeweils äußeren Spektrum landen, mit unterschiedlichen Versionen desselben Bullshits klarkommen müssen.

Lilys Lächeln ist mit glänzendem schwarzen Lippenstift nachgezogen.

gen. Als sie mein Outfit bemerkt – Jeans und eines von Dads Eishockeytrikots, das mir bis zum Oberschenkel reicht –, wird es noch breiter.

»Lady Daunis in ihrer vornehmsten Robe. Es ist mir eine Ehre, Euch zu fahren.« Sie verbeugt sich.

Ich grinse und habe das Gefühl, als würde ich den Rucksack mit meinen Schulbüchern abnehmen.

»Ich sollte hinten sitzen. So umständlich für dich«, sagt Granny June und sieht zu, wie ich den Fahrersitz vorklappe und meine knapp ein Meter achtzig auf die Rückbank falte. »Sieht aus, als würde ein Baby in den Mutterleib zurückkriechen.« Das sagt sie jedes Mal, wenn wir beide bei Lily mitfahren.

»Niemals, Granny June, du bist die beste Co-Pilotin.«

Man nimmt keinen Gefallen von einer Ältesten an. Macht man einfach nicht.

Wir setzen Granny June auf dem Weg zur Arbeit oft beim Sault Senior Center ab, je nachdem, was es dort zum Mittagessen gibt. Sie hat die monatlichen Menüs der beiden Mittagessenprogramme für Senioren mit denselben Argusaugen im Blick wie eine Bingo-Karte während des Coverall. Wenn Granny June der Meinung ist, dass die Zhaaganaash eine bessere Mahlzeit bekommen, lässt sie sich von Lily im Sault Senior Center im Stadtzentrum absetzen. Ansonsten holt sie ein Van des Tribes ab und bringt sie mit der Fähre zum Mittagessen und Nachmittagsprogramm im Nokomis-Mishomis Elder Center auf Sugar Island.

»Hast du's getan?« Lily wirft mir im Rückspiegel einen wissenden Blick zu.

»Jep.«

»Hast'n Gummi benutzt?«, fragt Granny June. Wir lachen alle, und als Lily zu schwungvoll um eine Ecke biegt, setzen ihre Reifen noch einen Quietscher obendrauf.

»Nicht das, Granny«, sagt Lily. »Daunis hat ihrer Ma und Grandma erzählt, dass sie nicht auf die University of Michigan gehen wird. Nun ist es offiziell ... Lake Superior State University, Baby!« Das schrille

Lee-Lee, das sie durch das heruntergelassene Fenster trillert, lässt ein paar Touristen auf dem Gehweg zusammenzucken. Lily hat versucht, mir das Trillern beizubringen, mit dem manche Nish-Frauen Erfolge vermelden, aber es war vergeblich.

Granny June dreht sich zu mir und mustert mich missbilligend. Ich warte auf ihre Aufforderung, mich aufrecht hinzusetzen. Das käme jetzt nämlich von GrandMary.

»Mein Mädchen, manche Boote sind für den Fluss gemacht und manche sind fürs Meer.«

Da hat Granny June wahrscheinlich recht. Ich weiß bloß noch nicht, welches davon ich bin.

Lily wirft mir im Rückspiegel einen mitfühlenden Blick zu. In der Wissenschaft besteht ein Gemisch aus zwei oder mehr Komponenten, die sich nicht chemisch miteinander verbinden. Wie Essig und Öl. Lily weiß, wie ich mich fühle: traurig, dass ich nicht in Ann Arbor sein werde, gleichzeitig froh, das erste Semester zusammen mit ihr verbringen zu können. Obwohl beide Gefühle unabhängig existieren, wirbeln sie in mir umher.

Wir fahren an den Souvenirläden vorbei. Auf der anderen Straßenseite liegt die Flusspromenade, dort beobachtet eine Touristengruppe, wie ein dreihundert Meter langes Frachtschiff durch die Soo Locks, die Schleusenanlage auf dem Saint Marys River, manövriert.

Ich weiß noch, wie wir letzten Herbst ins Zentrum von Ann Arbor gefahren sind und die Uni-Führung mitgemacht haben. GrandMarys Enthusiasmus war das krasse Gegenteil von Moms nervenden Fragen zur Kriminalitätsrate. Uncle David – der sich selten gegen meine Mutter stellte – beharrte darauf, dass ich meinen Abschluss weit weg von zu Hause machen musste. Für mich stand die University of Michigan für mehr als nur Bildung. Sie war die Freiheit von dem Gerede, das mich mein ganzes Leben lang umgeben hat.

Daunis Fontaine? War ihr Vater nicht dieser Eishockeyspieler, Levi Firekeeper? Einer der wenigen Indianer von Sugar Island, die was draufhaben.

Ich weiß noch, als er Grace Fontaine geschwängert hat. Das reichste weiße Mädchen in der Stadt.

Hat er sich nicht bei einer Party auf Sugar Island volllaufen lassen und anschließend sein Auto zu Schrott gefahren, in dem sie saß?

Was für ein Jammer, dass er sich bei dem Unfall beide Beine gebrochen hat! Ausgerechnet als die Talentscouts kamen, um sich umzusehen. Es war das Ende seiner Eishockeykarriere.

Mary und Lorenzo haben ihre Tochter zu Verwandten nach Montreal geschickt, doch als sie mit einem drei Monate alten Mädchen zurückkam, war Levi bereits mit einer anderen verheiratet und hatte Levi Jr.

Ich habe gehört, die schüchterne Grace soll ihren Eltern Kontra gegeben haben, als sie das kleine Mädchen von Levi und diesen Indianer-Verwandten fernhalten wollten.

Oh, und dann gab es diese schreckliche Tragödie ...

Wir kommen an einer Werbetafel vorbei, die normalerweise für das Superior Shares Casino and Resort wirbt, aber im letzten Monat hat der Sugar Island Ojibwe Tribe seine registrierten Mitglieder ermuntert, bei der heutigen Tribal Council Election den neuen Stammesrat zu wählen.

Letzte Nacht hat jemand das L übersprüht, nun steht da VOTE! IT'S YOUR TRIBAL ERECTION.

»Für eine Erektion würde ich glatt wählen gehen«, bemerkt Granny June. Lily und ich fangen wieder an zu kichern.

Danach wettet sie los, dass es keinen Unterschied mache, wer gewählt wird, weil die Gewinner sowieso nur für sich selbst sorgen würden und nicht für die Mitglieder des Tribes.

»Aber wenn ich sterbe, müsst ihr mir versprechen, dass der Tribal Council bei meiner Beerdigung den Sarg trägt« – sie legt eine theatrale Pause ein – »dann können sie mich noch ein letztes Mal herablassend behandeln.«

Ich stimme in Granny Junes Lachen ein. Wie üblich schüttelt meine beste Freundin nur den Kopf.

»Teddie hätte sich aufstellen lassen sollen«, sagt Lily. »Sie hätte da mal richtig aufgeräumt.«

Meine Tante Teddie ist die klügste Person, die wir kennen. Sie ist so krass. Ein paar aufrührerische Mitglieder wollen, dass Sugar Island seine Unabhängigkeit von den USA erklärt. Falls sie Auntie je für ihren unausgegorenen Plan gewinnen können, wird vielleicht sogar was aus der Operation Abspaltung.

»Aber Auntie sagt, sie kann als Tribal Health Director in der Gesundheitsversorgung mehr bewirken«, widerspreche ich.

Granny June mischt sich ein. »Sie würde nie gewinnen, ebenso wenig wie ich. Teddie sagt, was Sache ist. Aber die Wähler hören lieber hübsche Lügen als hässliche Wahrheiten, hey?«

Lily nickt, dabei darf keine von uns beiden an einer Tribal Election teilnehmen, weil wir keine registrierten Mitglieder sind.

»Wisst ihr was«, sagt Granny June. »Starke Ojibwe-Frauen sind wie die Flut und erinnern uns an Naturgewalten, die zu stark sind, um sie zu bändigen. Schwache Menschen fürchten diese Stärke. Sie werden nie eine Nish kwe wählen, vor der sie Angst haben.«

Nun bin ich diejenige, die die Wahrheit meiner Ältesten nickend bestätigt.

Als wir das Sault Senior Center erreichen, wendet Lily ihre einzigartige Methode von Parallelparken an und fährt mit der Nase voran in die Parklücke, bis sie die hintere Stoßstange des Autos vor ihr antippt. Wir steigen beide aus, um Granny June aus dem Jeep zu helfen. Sie bleibt kurz stehen, bevor sie ins Zentrum hineingeht.

»Teddie und ich haben unsere Leichen im Keller. Haben mit zu vielen von ihren Männern geschlafen.« Sie reckt trotzig das Kinn. »Na ja, das und unsere Straftaten.« Lily und ich sehen uns mit großen Augen an, als Granny uns zum Abschied zuwinkt.

Als wir wieder im Jeep sitzen, lachen wir los.

»Heilige Scheiße«, sagt Lily. »Ich weiß ja, dass Granny June eine Vergangenheit hat, aber meinst du, es stimmt, dass Teddie Straftaten auf dem Kerbholz hat?« Sie fährt rückwärts, bis sie die Stoßstange des

Autos hinter uns berührt, und fädelt sich wieder in den Innenstadtverkehr ein.

»Auntie behauptet, diese ganzen Geschichten über ihre ›Jugendsünden‹ seien Quatsch.«

»Wenn wir schon bei Sünden sind – bleibt es bei morgen?«, fragt Lily, als wir auf die Satelliten-Reservation des Tribes auf dem Festland zusteuern.

»Klar. Wir müssen schließlich feiern.« Ich konzentriere mich auf den positiven Teil meiner Entscheidung.

»Du hast dich so verrückt gemacht. Wie hat GrandMary es aufgenommen, als du es ihr erzählt hast?«

»Sie, ähm ... Sie hat mich wissen lassen, dass es in Ordnung ist.« Als ich an diesen Moment zwischen meiner Großmutter und mir denke, in dem ich gemerkt habe, dass sie die Situation klar erfasste und meine Entscheidung verstand, bin ich wieder ganz gerührt.

»Siehst du? Du machst dich immer unnötig verrückt«, sagt Lily.

Wir erreichen die Chi-Mukwa-Arena. Es gibt zwei Wahllokale für die heutige Tribal Council Election: eines hier im Freizeitzentrum und eines im Elder Center auf Sugar Island. Auf dem Ice Circle Drive bilden sich schon auf beiden Seiten Autoschlangen. Lily fährt über die Bordsteinkante, um auf dem Rasen zu parken.

Sie ertappt mich dabei, dass ich nach Streifenwagen der Tribal Police Ausschau halte. Lilys kreative Parkkünste erregen bei der Polizei immer wieder Aufmerksamkeit.

»Hast du TJ schon gesehen? Müssen wir ihn jetzt ernsthaft mit Officer Kewadin ansprechen?« Sie schaudert. »Du hast ihn nicht zu der Party eingeladen, oder?«

»Nein, ich habe keine Cops zu unserer Party eingeladen«, antworte ich total genervt. »Ich bin ja nicht diejenige, die sich alle zwei Wochen mit ihrem Ex aussöhnt.«

Lily mustert mich kühl. Ihr Mund zuckt, aber sie erwidert nichts. Doch als wir die Autos am Anfang der Schlange erreichen, schlägt sie mir auf den Rücken. Fest.

»Aua! Was soll der Scheiß!« Meine beste Freundin sieht mich mit Unschuldsmiene an.

»Was denn? Du hattest eine Kriebelmücke auf dem Rücken, groß wie ein Kolibri.« Dieses Mal grinst sie.

Wir prusten los. Unser Lachen ist ebenso aufgekratzt wie ich gerade, weil ich weiß, dass nun alles gut wird.

Vor dem Eingang zur Chi Mukwa schwenken Mitglieder des Tribes Schilder für ihre bevorzugten Kandidaten, während die Wahlberechtigten in die Arena strömen, um ihre Stimme abzugeben. Als wir näher kommen, wird eine Frau auf uns aufmerksam und hält uns einen Teller mit selbst gebackenen Cookies entgegen.

»Die sind nicht registriert«, verkündet ihre Mitstreiterin kühl.

Die Cookie-Lady zieht ihre Bestechungssüßigkeiten zurück und ruft uns gleichgültig »Schönen Tag noch« zu.

Wir sind Nachkommen des Ojibwe-Tribes auf Sugar Island – aber keine registrierten Mitglieder. Bei mir ist mein Vater nicht auf der Geburtsurkunde eingetragen und Lily erfüllt den für die Registrierung notwendigen Mindestblutanteil nicht. Aber auch wenn wir bloß die Gesichter gegen die Glasscheibe drücken und alles von außen beobachten, betrachten wir den Tribe als unseren.

»Als ob wir ihre moowin Cookies hätten haben wollen«, brummt Lily und klingt exakt wie Granny June.

Ich erspare mir den Kommentar, dass wir uns beide beim Anblick des Tellers die Lippen geleck haben.

Die Lobby ist voller Menschen. Im Gang zur Volleyballhalle-nun-Wahllokal stehen Wähler an. Eltern geben ihre Kinder beim Niibing-Programm ab. Das Sommerprogramm bietet Kindern den ganzen Tag betreute Aktivitäten, die sie müde machen sollen, allerdings sind sie wesentlich effizienter darin, uns Betreuerinnen und Betreuer müde zu machen.

Bevor wir zu unserer jeweiligen Gruppe gehen, rempelt mich Lily an.

»Later, Alligator.«

»After while, *Crocodylus niloticus*.«

Wir geben uns unseren Spezialhandschlag: High Five für das große Mädchen, Low Five für die Kurze, Ellbogen aneinander, Fußtippen, als würden wir einen Hacky Sack kicken, ausgestreckte Handfläche, um die Daumen für ein flatterndes Schmetterlingsfinale zu verhaken.

»Hab dich lieb, Nerd!« Lily hat immer das letzte Wort.



KAPITEL 3

Als es Zeit für die letzte Aktivität des Tages ist, bringe ich meine Gruppe von Neun- und Zehnjährigen in die Umkleidekabine, damit sie sich zum Schlittschuhlaufen Sweatshirts, Mützen und Handschuhe anziehen. Ich mache eine Ojibwe-Sprachlektion daraus und sage bei jedem Teil, das ich anziehe, den Namen auf Anishinaabemowin.

»Naabikawaagan.« Als wir aufs Eis gehen, wickle ich mir meinen Schal um den Hals.

»Hey, Bubble!«, brüllt mir Levi quer durch die Eishalle entgegen; es ist der Spitzname, den ich am allerwenigsten ausstehen kann.

Freitagnachmittags laufen die Sault Ste. Marie Superiors mit den Kindern Schlittschuh. Die Supes sind ein Elite-Team der Junior-A-Liga, ein Sprungbrett für alle, die sich Hoffnungen machen, auf College- oder Profi-Niveau zu spielen. GrandMary bezeichnet die Supes als »Mädchenpensionat« für Eishockeyspieler.

Mein jüngerer Bruder, der nach dem Sommer in die Zwölfte kommt, wurde schon in seinem zweiten Jahr zum Captain des Teams gewählt. Auf der Oberen Halbinsel von Michigan gelten die Supes als Eishockeygötter – was Levi sozusagen zu Zeus macht, weil er etwas Besonderes besitzt, das noch über natürliche Begabung und harte Arbeit hinausgeht.

Wir sehen uns überhaupt nicht ähnlich. Ich bin das Ebenbild unseres Vaters. Doch während Dads Gesichtszüge zu seinem kräftigen Körperbau gepasst haben, wirken meine wie eine Karikatur. Levi ähnelt seiner Mom, bis hin zu den Grübchen, der bronzefarbenen Haut und den langen Wimpern. Dad war ein Eishockeygott, auch da hatte Levi Glück. Außerdem kann mein Bruder charmant sein, vor allem, wenn er etwas von einem will.

Levi und einer der neuen Supes laufen gerade mit den Fünf- und Sechsjährigen Eis, meine sechsjährigen Cousinen Perry und Pauline sind auch darunter.

»Auntie Daunis!«

Ich liebe es, wenn meine Zwillingscousinen mich »Auntie« nennen. Ich lasse meine Gruppe stehen und skate zu ihnen.

»Auntie, wusstest du, dass heute Freitag, der Dreizehnte ist?« Pauline klingt wie eine Lehrerin.

»Uncle Levi sagt, Pech ist bloß erfundene Pferdekacke«, mischt sich Perry ein.

Ich ahme Paulines Schullehrerintenton nach. »Levi, wusstest du, dass verantwortungsvolle Tanten und Onkel vor jungen beeinflussbaren Gemütern keine Kraftausdrücke benutzen?« Der Supe neben Levi kichert. »Siehst du, der Neue versteht, was ich meine.«

»Ich heiße Jamie«, stellt sich der Neue vor. »Jamie Johnson.«

»Aha. Erst mal sehen, wie du dich im Team machst, bevor ich mir deinen Namen merke«, antworte ich.

Als ich meinen überlangen Schal abnehme, dröhnt gerade »Hey Ya!« von OutKast aus den Lautsprechern. Perry und Pauline halten sich an den Schalenden fest und ich ziehe die Zwillinge um die Eisbahn.

Das hat Dad früher mit Levi und mir gemacht – ein Kind an jedem Ende, die Mitte des Schals wie ein Geschirr um seine Hüften. Der Schal meines Vaters war jadegrün wie die Augen meiner Mutter. Perry bettelt, ich soll schneller laufen. Dieses Mädchen ist am glücklichsten, wenn sich ihre langen blauschwarzen Haare bei maximalem Tempo wie die Kondensstreifen eines Jets hinter ihr auffächern. Einem Impuls

folgend fahre ich mit vier schnellen Schritten zu Levi zurück und bohre dabei meine Schlittschuhe ins Eis. Es genügt, um Perry zum Quiet-schen zu bringen, macht Pauline aber keine Angst.

Kurz vor meinem Bruder bremsen ich mit einer Vierteldrehung. Meine Schlittschuhkufen schaben die obere Eisschicht ab, die Levi und den Neuen trifft. Ich grinse, als sie eine Sekunde zu spät zurückspringen. Levi findet es lustig, aber die Kinnlade des Neuen klappt mit einer Mischung aus Schreck und Ehrfurcht herunter.

Ich schaue mir die Flugbahn der Zwillinge an. Perry versucht, meine Bremsmethode nachzuahmen. Sie stürzt, rappelt sich aber gleich wieder auf. Pauline schlittert weiter, bis sie gegen die Banden prallt und auf dem Hintern landet. Obwohl ich sicher bin, dass ihr nichts passiert ist, laufe ich zu ihr. Der Neue folgt mir.

Als ich bei ihr ankomme, schaut Pauline zu mir hoch und grinst mich mit einem Halloweenkürbis-Grinsen an. Ihr schönes Gesicht hat einen dunklen Bernstein-Grün – ein perfektes und wundervolles tiefgoldenes Braun. Sie wedelt mit ihren Handschuhen nach mir.

»Hilf mir hoch!«, bettelt sie.

Ich weiß noch, wie ich als Kind einmal hart gefallen und mit dem Helm aufs Eis geknallt bin. Dad war sofort bei mir und rief mit seiner tiefen Stimme *N'Daunis, bazigonjisen!* Obwohl ich Sterne sah, habe ich mich aufgerappelt. *Tapferes Mädchen!*

Noch immer höre ich – wie das Donnern, das auf einen Blitz folgt – bei jedem Sturz die Stimme meines Vaters, die mir sagt, ich solle wieder aufstehen.

»Eh, nichts passiert«, sage ich.

Als der Neue ihr aufhilft, quiekt sie vergnügt.

»Du hättest die lahme Schnecke liegen lassen sollen, bis sie anfriert«, erkläre ich ihm. Ich versuche, ein Lächeln zu unterdrücken, als er Pauline auf dem Eis dreht und mit ihr lacht. Wir werden beobachtet und ich werde den Klatschmäulern keinen Anlass zu Kommentaren liefern.

Ich halte Ausschau nach Lily. Sie ist von Vorschulkindern umringt, die sich Zentimeter für Zentimeter mit ihren bunten Plastikhilfen

vorwärtsbewegen. Als sich unsere Blicke treffen, macht sie eine anzügliche Geste mit Hand und Zunge. Lily geht es wie allen anderen, die sich, seit letzte Woche das Team für 2004–2005 verkündet wurde, gar nicht mehr einkriegen über den neuen Supe.

Jamie Johnson ist so was von heiß.

Jamie Johnsons Narbe verleiht ihm was Geheimnisvolles.

Ist es nicht superschade, dass Jamie Johnson zu Hause eine Freundin hat? Ach, das wird nicht halten.

Und am allerschlimmsten ...

Hey, Daunis, kannst du Levi mal fragen, ob ich Jamie Johnsons Supe-Betreuerin werden kann?

Ich mustere ihn verstohlen. Empirisch betrachtet, ist Jamie vermutlich gut aussehend. Er hat große dunkle Augen und ziemlich lange dunkelbraune Haare, die sich in alle Richtungen locken. Mich interessiert allerdings eher die Narbe, die vom Ende seiner rechten Augenbraue bis zu seinem Kiefer hinunter verläuft. Bei genauerem Hinsehen hat sie nicht die wulstige Wucherung eines Keloids, also einer hypertrophischen Narbe.

»Levi hat mir von dir erzählt. Du wirst auf die University of Michigan gehen«, sagt Jamie und schaut den Zwillingen hinterher, die zu ihrem Betreuer zurücklaufen.

»Oh, ich ... äh ... da gab es eine Planänderung.« Ich sehe Levi an, der sich zu uns stellt. »Ich habe mich für die Lake State entschieden. Meine Mom braucht mich.« Ich räuspere mich. »Du weißt schon ... Ist gerade alles ziemlich viel für sie.«

Gramma Pearls Warnung, dass aller schlimmen Dinge drei sind, erwähne ich nicht.

»Du bleibst hier?«, ruft Levi. »Woo-hooooo!« Mein Bruder hebt mich hoch und wirbelt mich herum, bis mir schwindlig ist. Ich schlage ihm lachend auf den Rücken. Seine Freude ist irgendwie ansteckend.

Levi stellt mich wieder aufs Eis. »Jetzt haben wir was, das wir am Wochenende feiern können. Die Party morgen um acht im großen Haus geht klar? Wir organisieren das eiskalte Bier.«

»Lily und ich sind dabei.«

Noch immer jubelnd skatet Levi davon und führt wie der Rattenfänger von Hameln eine Reihe von Kids an.

»Dann bleibst du also hier.« Jamies Lächeln erreicht seine Augen, die letzten Anzeichen von Schwindel schlagen Purzelbäume in meinem Magen.

Nicht empirisch betrachtet, ist Jamie Johnson heiß, wenn seine Augen so funkeln.

Er redet weiter. »Schade, dass du nicht auch in die Zwölfte kommst. Aber, hey, so bleibt dir wenigstens mein Onkel Ron als Chemielehrer erspart.«

Ich nicke, obwohl meine Nase vertraut kribbelt, was ich aber mit angespanntem Kiefer verdränge.

»Hab ich was Falsches gesagt?« Jamies Stimme ist jetzt etwas tiefer, seine Frage klingt besorgt.

»Nein. Es ist bloß ... Dein Onkel übernimmt an der Sault High den Job meines Onkels.« Das Bild von Uncle David, wie er die Gasflamme eines Bunsenbrenners einstellt, löst eine Flutwelle von Traurigkeit aus. Und Wut.

Jamie wartet auf weitere Erklärungen von mir.

»Er ist vor einigen Monaten gestorben. Es war schrecklich.« Ich verbessere mich. »Es ist immer noch schrecklich.«

Wenn jemand stirbt, wechselt alles, was denjenigen betrifft, ins Präteritum. Außer die Trauer. Trauer bleibt im Präsens.

Noch schlimmer ist es, wenn man wütend auf den Betroffenen ist. Nicht nur, weil er gestorben ist. Sondern wie.

Meine Mutter wurde ohnmächtig, als man es ihr mitteilte. Später, als die Polizei Einzelheiten lieferte, beharrte sie darauf, dass er seit dreizehn Jahren trocken war. Kein Tropfen Alkohol seit dem Tag, an dem Mom aus der Schulbibliothek zurückkam und mich als Fünfjährige mit meinem bewusstlosen Onkel auf dem Sofa fand, wo ich ihm Bücher vorlas. Sie bestand darauf, dass ihr Bruder nie andere Drogen genommen hatte. Niemals.

»Es tut mir sehr leid, Daunis.«

Mein Name klingt ganz anders, wenn er ihn mit seiner fast heiseren besorgten Stimme sagt. Er dehnt meinen Namen, sodass er wie *Doo-ness* klingt, nicht wie bei meinen Firekeeper-Verwandten, die ihn *Dahniss* aussprechen.

Lily ruft nach mir und deutet mit den Lippen zu den Banden, wo Teddie wartet. Meine Tante winkt mich zu sich. Als ich zu ihr skate, bin ich ein bisschen überrascht, dass Jamie mir folgt.

»Hey, ich wollte wählen gehen und die Mädchen abholen, aber jetzt gibt es ein Problem auf der Arbeit.« Auntie bemerkt Jamie. »Hi, ich bin Teddie Firekeeper. Du bist bestimmt der neue Supe, über den alle reden. Sorgt immer noch für Aufregung, wenn es ein indigener Spieler ins Team schafft. Wo kommst du her?«

»Jamie Johnson, Ma'am.« Er streckt ihr die Hand entgegen. »Von überall. Wir sind oft umgezogen.«

Mit dem Hosenanzug und dem wunderschönen Perlen-Blumenmedaillon sieht Auntie wie eine Respektsperson aus. Aber da ist auch immer noch ein Echo des Mädchens, das dir an die Kehle gegangen wäre, wenn du sie Theodora genannt hättest.

»Ich meinte von welchem Tribe«, präzisiert sie.

»Cherokee, Ma'am. Aber ich bin nicht bei meiner Familie aufgewachsen.«

Ich spähe zu Jamie hinüber. Ohne Verwandte groß zu werden, ist unvorstellbar für mich. Auch wenn ich nicht mit allen blutsverwandt bin, habe ich mein ganzes Leben lang viele Familienmitglieder um mich herum gehabt. Außerdem viele Matriarchinnen und Mini-Matriarchinnen in Ausbildung.

»Soll ich solange auf die Mädchen aufpassen, Auntie?«

»Könntest du das?« Sie klingt erleichtert. »Ich muss wieder zur Arbeit. Wir haben die T-Shirts für die Impfkampagne nächste Woche bekommen und darauf sagt eine Eule: ›Die Klugen lassen sich impfen!« Auntie schüttelt den Kopf. »Ist keinem aufgefallen, als sie dreihundert T-Shirts bestellt haben!«

»Oje«, bringt es Lily, die gerade angeskatet kommt, auf den Punkt.

»Was ist das Problem?« Jamie richtet die Frage an mich, er ist verwirrt. Entweder verbinden die Cherokee mit Eulen etwas anderes oder aber Jamie hat keine Ahnung von seiner Kultur.

»Bei den Ojibwe begleitet dich die Eule in die andere Welt, wenn du stirbst«, erkläre ich. »Nicht unbedingt die wünschenswerteste Botschafterin, um den Nish-Eltern zu erklären, dass sie ihre Babys impfen lassen sollen.«

Auntie fügt hinzu: »Nicht jeder kennt die Lehren. Deshalb treffe ich mich mit einer Mitarbeiterin des Gesundheitsdienstes und ihrer Vorgesetzten im Büro, um schnellstmöglich neue Shirts zu ordern.«

»An einem Freitagabend?« Lily ist sowohl entsetzt als beeindruckt.

»Tja, da sie das Problem mitverursacht haben, müssen sie auch bei der Lösung mithelfen.« Auntie ruft den Zwillingen auf Anishinaabemowin zu: »Aambe, jüimshin.« Sie kommen herbeigelaufen, um sich küssen und umarmen zu lassen.

Nachdem ihre Mutter fort ist, fragt Pauline Jamie, ob er sie hochheben kann. Als er sie auf dem Arm hat, wirft sie sich in Pose, als wären sie bei einem Olympiaturnier. Voller Bewunderung beobachte ich seine perfekte Technik, sie zu halten. Ich kenne sie noch aus den Jahren, in denen ich Eiskunstlauflektionen über mich ergehen lassen musste, damit mir GrandMary auch Eishockey erlaubte. Wie lange Jamie wohl Paarlauf trainiert hat, bevor er zu Eishockey wechselte?

Lily ertappt mich dabei, wie ich ihn beobachte.

»Ich würde ja sagen, echt blöd, dass der neue Supe eine Freundin hat. Aber du fängst wegen deiner moowin Eishockey-Welt-Regeln ja sowieso nichts mit Eishockeyspielern an.« Sie klingt fast genervt deswegen.

»Jep. Eishockey-Welt und Alltags-Welt muss man auseinanderhalten.« Auf dem Eis kenne ich die Regeln. Überall sonst ändern sich die Regeln laufend. Mein Leben verläuft ruhiger, wenn sich Eishockey-Welt und Alltags-Welt nicht überlappen. Dasselbe gilt für meine Fontaine- und Firekeeper-Welten.

»Die guten Dinge passieren aber, wenn Welten kollidieren ... Osmose-Kombustion«, erklärt Lily.

Ich grinse. »Du meinst die Kollisionstheorie. Wenn zwei Dinge kollidieren und Energie austauschen, vorausgesetzt, die reagierenden Partikel besitzen genügend kinetische Energie.«

»Ach, stimmt. Wie konnte ich die bloß durcheinanderbringen?« Sie lacht. »Aber ernsthaft, deine Regeln sind so schwarz-weiß. Warum kannst du nicht einfach ...«

»Lily?«, ruft eine Stimme. Wir drehen uns beide um. Als ich Lilys Ex ein paar Meter weiter an der Bandentür sehe, bleibe ich wie angewurzelt stehen. Sein vertrautes, hoffnungsvolles Lächeln sorgt dafür, dass sich alles in mir anspannt; ich werfe Lily einen Blick zu und warte auf einen Wink, wie ich mich verhalten soll.

Es war in der Sechsten in der Cafeteria, als Lily den lieben verrückten Travis Flint zum ersten Mal das Alphabet rülpfen hörte. Sie musste so sehr lachen, dass ihr die Milch aus der Nase schoss. Es war die beste Reaktion, die er je erlebt hatte; Travis war sofort hin und weg von Lily. Später an der Highschool, als er markante Wangenknochen und ein kantiges Kinn bekam, fiel den Mädchen plötzlich auf, dass der Klassenclown mehr als attraktiv war. Travis leuchtete, vor allem, wenn er Lily zum Lachen brachte.

Doch im Dezember, nach der Hälfte der Zwölften, änderte sich alles.

Ich beobachte Lily genau. Wenn sie mit Travis redet, muss ich mich auf die nächste Folge der *Lily-und-Travis-Saga* gefasst machen. Obwohl die Handlung immer dieselbe bleibt, wird die Show ständig neu aufgelegt.

Zum Glück skatet sie davon, offenbar hat sie keine Lust, mit ihm zu reden. Travis trägt keine Schlittschuhe, aber ich blockiere trotzdem die halbe Türöffnung zum Eis und konzentriere mich darauf, mit jedem Zentimeter und Pfund meines Körpers eine undurchdringliche Wand zu bilden. Jedes Eishockeyteam braucht seinen Pitbull, jemanden, der Stunk anfängt oder Fehler ahndet. Ich bin Lilys Pitbull.

»Hey, Dauny, sei doch nicht so.« Seine eingefallenen Wangen sind konkav an der Grenze zu krank. Alles Weiche ist verschwunden. Er wirkt nur noch wie die Hülle des lustigen Jungen, der mich früher einmal so sehr zum Lachen brachte, dass ich mich eingepinkelt habe. »Ich schwöre, ich bin clean. Will bloß mit ihr reden.«

»Wird aber nicht passieren, Trav.« Ich stemme die Hände in die Hüften, um mich noch breiter zu machen.

»Ich bin clean«, wiederholt er. »Ich bleibe clean für sie.«

»Ich weiß«, sage ich. Ich nehme ihm ab, dass er das ehrlich meint, aber deshalb ist es noch lange keine gute Idee, dass er sich in Lilys Nähe aufhält. Normalerweise lasse ich Typen keinen Schwachsinn durchgehen, aber die Ernsthaftigkeit in seiner Stimme weckt fast den Wunsch in mir, ihn zu umarmen. Das hier ist anders als die typischen Jungs-Lügen.

Jungs-Lügen sind die Dinge, die Typen im Eifer des Gefechts verkünden und die mit der Zeit und der Entfernung verblassen. Dank TJ Kewadin, dem neuesten Cop von Sugar Island, habe ich eine ganze Menge Jungs-Lügen gehört. *Ich muss ständig an dich denken.* Oder *Die U of M ist nur zwei Stunden von der Central entfernt, das kriegen wir hin.* Und mein persönlicher Favorit? *Ich liebe dich.*

Travis spielt nicht, als seine gequälte Stimme umschlägt. »Sie fehlt mir einfach so sehr. Ich würde alles tun, damit sie zurückkommt.«

»Ich weiß, dass du alles tun würdest. Genau deshalb ziehe ich die Pitbull-Nummer hier ab.« Lily hat mir erzählt, was er getan hat: *Komm schon, Lily-bit. Es ist eine Liebesmedizin. Es wird unsere Beziehung stärker machen. Probier es mir zuliebe.*

»Trav, vielleicht solltest du einfach clean für dich selbst bleiben. Geh zu Zeremonien. Werde gesund.«

Travis' Augen leuchten auf, und einen Moment lang erinnere ich mich, wie lustig und schön er früher war. Von Levis Freunden mochte ich ihn am liebsten. Wir belegten beinahe jeden naturwissenschaftlichen AP-Kurs zusammen. Travis Flint war auch mein Freund.

»Und dann ist alles gut, oder, Dauny?«, fragt er aufgeregt und dreht sich um, als wollte er gleich in die nächste Schwitzhütte rennen. »Ich

verspreche, dass ich zur Traditionellen Medizin gehen werde. Und zu einer Heilerin.«

»Werde für dich selbst gesund. Nicht für sie!«, rufe ich seinem Rücken zu.

Weil ich ein ungutes Gefühl habe, als ich Travis davongehen sehe, halte ich bei einer schnellen Runde um die Halle nach Lily Ausschau. Nach einer Begegnung mit Travis kann sie immer eine Umarmung brauchen. Ich werde mir anhören, was sie sagt und nicht sagt, und sie bei jeder Entscheidung unterstützen.

Die *Lily-und-Travis-Saga* geht mir wirklich gegen den Strich. Ich schaue sie mir nur an, weil meine beste Freundin darin mitspielt und sie meinen Schutz braucht. Und meine Unterstützung. Pitbulls ruft man, um das zu machen, was andere Spieler nicht können oder wollen.

Ich habe Travis früher schon in schlechter Verfassung gesehen, aber das eben hat sich anders angefühlt. Er sah verzweifelt aus, als wollte er das Richtige tun, allerdings aus den falschen Gründen. Ich werde Travis im Auge behalten, damit er sich von Lily fernhält, bis es ihm besser geht. Sonst riskiert sie mehr als ein gebrochenes Herz.



KAPITEL 4

Nach dem Essen borge ich mir Moms Wagen, um die Zwillinge nach Hause zu fahren. Ich habe vor, bei Auntie zu übernachten, das tue ich alle paar Wochen. Obwohl Pauline und Perry auf der Rückbank herumalbern, ist die Überfahrt mit der Fähre nach Sugar Island wie eine fünfminütige Meditation. Ob es für meine Vorfahren auch so war, als sie das bewegte Wasser in Kanus aus Birkenrinde überquerten? Wurde ihnen leichter ums Herz, weil sie nach Hause zurückkehrten?

Bei einem Blick in den Wagen neben mir erkenne ich Seeney Nimkee. Ich drehe mich schnell weg und lasse mich tiefer in den Sitz sinken. Seeney ist vor Kurzem sechzig geworden, damit ist sie offiziell eine Älteste. Sie ist eine Mentorin von Auntie und arbeitet für das Traditional Medicine Program der Anishinaabe. Einmal hat sie unseren Tribal Youth Council angebrüllt, weil wir Jugendlichen uns gesetzt hatten, während einige der Ältesten noch standen. Obwohl ich aufgesprungen bin, bäugte sie mich die ganze Zeit. Hinterher habe ich auf der Toilette geheult, seitdem gehe ich ihr aus dem Weg.

Als ich die geschwungene Auffahrt zu Aunties und Arts chaletähnlichem Blockhaus hochfahre, von dessen Nordseite man nach Kanada blickt, klaffen zwei Hunde, Elvis und Patsy, Moms Wagen an. Der

Vorplatz wird von einer Holzmastengarage und einem kunstvollen Baumhaus eingerahmt. Kaum habe ich geparkt, stürzen die Zwillinge aus dem Auto und ziehen mich zum Baumhaus.

Am liebsten spielen sie Burg, dann bekämpfen wir rings um die Baumfestung imaginäre Drachen und Kobolde. Mein Schlachtruf lautet immer: »Wir brauchen keinen Stinkeprinzen!« Perry sieht das auch so, aber bei Pauline ist noch etwas Überzeugungsarbeit angesagt.

Als Auntie nach Hause kommt, helfe ich, die Mädchen zu baden, und lese ihnen vor. Nachdem wir sie im Bett haben, falte ich am Granitresen in der Küche mit meiner Tante Wäsche.

»Freust du dich auf die Lake State?«, will Auntie wissen.

»Ja, Lily und ich haben uns schon für Kurse eingetragen, aber mein Stundenplan ist Mist«, jammere ich. »Elf Semesterwochenstunden gelten nicht als Vollzeitstudium. Was, wenn ich es nicht in dieses eine Biologie-Seminar schaffe?«

»Du machst dir zu viele Sorgen über Blödsinn. Die Lake State wird dich schon nicht hängen lassen. Schließlich trägt ein Wohnheim deinen Nachnamen, verdammt noch mal.«

Ich sage nichts mehr und konzentriere mich darauf, eines von Perrys T-Shirts ordentlich zusammenzulegen. Kurz darauf steht Auntie auf und brüht mir eine Tasse Lavendeltee auf. Sie stellt sie vor mich und streicht mir über die Haare.

Manchmal, wenn ich bei meinen Firekeeper-Verwandten bin und Auntie außer Hörweite ist, nennt mich mein älterer Cousin Monk Waabishkimaanishtaanih. Falls sie je hören sollte, dass er mich, auch wenn er giwashkwebii ist, Weißes Schaf nennt, würde er die Party mit zwei blauen Augen verlassen.

Von Zeit zu Zeit lässt Auntie allerdings selbst einen bissigen Kommentar fallen, der mir im Fontaine-Magen liegen bleibt.

Art kommt aus seiner Garagenwerkstatt herein und begrüßt mich mit einer festen Umarmung, die das verlegene Schweigen im Raum bricht. Selbst wenn ich nicht gewusst hätte, wo er herkommt, der Ge-

ruch nach Orangen-Handseife, verbranntem Salbei und WD-40 hätten ihn auf der Stelle verraten.

Als er Auntie küsst, entspannt sie sich zu einer sanfteren Version von Teddie Firekeeper. Ihre Liebe für mich und die Zwillinge besteht aus Schichten – ein weicher Kern, in das Exoskelett liebevoller Strenge eingewickelt. Doch wenn sie in den dunkelbernsteinfarbenen Armen ihres Mannes liegt, kann Auntie ihre Fassade fallen lassen.

Mein Handy vibriert in der Gesäßtasche. Ich erwarte, Levis Nummer zu sehen – seit mein Bruder ein Nokia mit einer richtigen Tastatur hat und nicht mehr dieses alte Ding mit drei Buchstaben pro Taste, schreibt er eher, als dass er anruft. Doch die Nachricht stammt von einer unbekanntenen Nummer.

###-###-####: Jamie Johnson hier. Levi hat mich zu deiner Party eingeladen. Hab ihn nach deiner Nummer gefragt, um sicherzugehen, dass du den Neuen nicht rauswirfst. Geht klar mit dir?

Mein erster Gedanke ist: *Jamie hat mir eine Nachricht geschrieben?*
Mein zweiter: *Was zum Teufel heckt Levi aus?* Und mein letzter: *Wen hat er noch alles eingeladen?*

Die Party, von der Levi Jamie offensichtlich erzählt hat, soll eigentlich gar keine Party sein. Lily und ich schlafen bloß manchmal im Haus meiner Großeltern und bedienen uns an der Hausbar und dem Weinkeller. Wir sollen in dem großen leeren Haus nach dem Rechten sehen. Mom hat nicht vor, das Haus zu verkaufen, weil sie davon ausgeht, dass GrandMary, sobald sie wieder fit ist, bestimmt nach Hause zurückwill. Ich bringe es noch nicht übers Herz, mit ihr darüber zu reden.

Lily hatte die Idee, ein paar Freunde einzuladen, um meine Entscheidung für die Lake State zu feiern. Levi zu fragen, ob er uns Bier organisiert, war vermutlich nicht meine schlaueste Idee.

Art gluckst. »Da ist aber jemand hin- und hergerissen wegen einer Nachricht.«

Sie beobachten mich beide. Als ich merke, dass mein Gesicht heiß wird, schiebe ich mein Handy in die Hosentasche zurück.

»Vermutlich der neue Supe, den ich heute kennengelernt habe«, feixt Auntie. »Cherokee. Er heißt Jamie. Ich bin neugierig wegen seiner Narbe«, erklärt Auntie ihrem Mann und beendet den Satz mit: »Der Schnitt ist zu gerade, um von einem Unfall zu stammen.«

»Sein Onkel übernimmt Uncle Davids Job an der Sault High.« Mir versagt die Stimme.

»Das Leben geht weiter, Daunis«, mahnt Auntie sanft.

»Aber es ist so unfair«, sage ich. Als Art mich noch mal fest in den Arm nimmt, runzle ich die Stirn, um nicht loszuheulen.

»Soweit ich mich erinnere, ist Fairness keiner der Sieben Großväter«, sagt Auntie.

Die Sieben Großväter sind Lehren, wie man durch Liebe, Demut, Respekt, Ehrlichkeit, Mut, Weisheit und Wahrheit Anishinaabe mino-bimaadiziwin lebt – unsere gute Art von Leben. Jeden Morgen schließe ich einen von ihnen in mein Gebet ein, damit ich eine starke Nish kwe wie meine Tante werde.

Ich verstehe, was sie meint. Auntie hat wie üblich recht. Vielleicht ist meine Mutter nicht die Einzige, die sich schwer damit tut, weiterzugehen, nachdem etwas Unfares passiert ist.



Wir sitzen zusammen, bis Auntie und Art Gute Nacht sagen und Hand in Hand nach oben gehen. Ich fange an, mich bettfertig zu machen, doch bevor ich mein Handy ans Ladegerät hänge, lese ich noch mal Jamies Nachricht.

Ich denke an die Eisbahn heute und die erste Begegnung mit ihm. Schon bevor er den Mund öffnete, um seinen Namen zu sagen, hatte ich ihn bereits häufig von Levi gehört, immer mit einem ehrfürchtigen Unterton. Laut Levi war er einfach kurz vor Verkündung des Teams beim Open Camp aufgekreuzt. Die Camps zur Anwerbung für Tor-

wärter und eingeladene Spieler waren bei den Superiors bereits gelaufen. Wenn er es als Nobody und Walk-on beim Open Camp ins Team geschafft hat, muss er fantastisch sein.

Ich gehe das Wenige durch, das ich aus Gerüchten und von unserem kurzen Gespräch über Jamie weiß. Erstens, erinnere ich mich mit Nachdruck, hat er eine Freundin. Außerdem hat er eine interessante Narbe im Gesicht. Er war früher Eiskunstläufer. Er ist Cherokee, hat aber keine Verbindung zu seiner Gemeinschaft.

Ob es schwierig war, ständig umzuziehen? Ich habe keine Ahnung. Ich lebe, seit ich drei Monate alt war, in Sault und habe immer alle meine Verwandten um mich herumgehabt. Die Firekeepers gehören zu den ältesten Familien auf Sugar Island. Und die Fontaines waren unter den ersten französischen Pelzhändlern, die vor Jahrhunderten mit den katholischen Missionaren hier auftauchten. Außer dem Wohnheim auf dem Hügel, das den Namen meines Großvaters trägt, gibt es in der Stadt auch Straßen, die nach GrandMarys Leuten benannt sind.

Ich bin definitiv Sault Ste. Marie.

Doch obwohl ich so tief hier verwurzelt bin, habe ich nicht immer das Gefühl, dazuzugehören. Jedes Mal, wenn meine Fontaine-Großeltern oder ihre Freunde meine Ojibwe-Seite als Makel oder Bürde betrachtet haben, die es zu überwinden galt. Und bei den selteneren, aber viel schmerzlicheren Vorfällen, bei denen mich meine Firekeeper-Familie vor allem als eine Fontaine sieht und erst dann als eine der Ihren. Wenn sie Dinge über die Zhaaganaash sagen und sich dann eine Sekunde später daran erinnern, dass ich auch im Raum bin. Es lässt sich schwer erklären, wie es ist, einerseits mit allen und allem hier verbunden zu sein ... und trotzdem das Gefühl zu haben, dass nie jemand meine Komplexität sieht.

Fühlt sich Jamie so, wenn er an einen neuen Ort zieht? Ungesehen?
Ich seufze und antworte auf seine Nachricht.

ICH: geht klar. bis morgen.

Ich mache es mir auf dem Riesensofa im großen Zimmer gemütlich; die Fenster hier erstrecken sich über zwei Stockwerke und sind voller Sterne. Normalerweise schlafe ich auf Sugar Island schnell ein, doch heute Abend bewegen sich meine Gedanken wie eine Wippe – auf der einen Seite Neugier auf Jamie Johnson, auf der anderen Sorge wegen Travis und wie es meiner besten Freundin zusetzt, dass er immer mehr vor die Hunde geht. Abgesehen davon kommt mir Levis Aktion, Jamie einzuladen und ihm meine Handynummer zu geben, verdächtig vor. Mein Bruder hat immer irgendwelche Hintergedanken.



Ich wache von Aunties Schritten auf der Treppe auf. Es ist nach wie vor dunkel, aber es leuchten noch mehr Sterne als vorhin.

Beim Klang ihrer Stimme bin ich sofort hellwach: Leise und schroff flüstert sie durch zusammengebissene Zähne.

»Wo? Sag ihr, sie soll bleiben, wo sie ist ... Ja, ich bin unterwegs ... Nein, lass sie nicht ... Weil es eine *blanket party* ist, kein Tatort ... Verdammt ... Ich bin unterwegs.«

Ich schnelle hoch, doch Auntie wirft mir nur einen warnenden Blick zu und geht am Sofa vorbei. Ich stehe schnell auf und folge ihr mit Herzklopfen in den Eingangsbereich. Eine *blanket party* bedeutet, dass ein Typ, der einer Frau etwas angetan hat, von ihren Cousinen in eine Decke gewickelt in den Wald gebracht wird, wo sie ihm die moowin aus dem Leib schlagen. Als ich das erste Mal davon hörte, habe ich Auntie ausgefragt; sie bezeichnet es als Nish-kwe-Justiz. Lily und ich haben einen Pakt geschlossen, dass wir der anderen davon erzählen, wenn eine von uns endlich dabei sein durfte.

»Nimm mich mit«, bettelt ich, während Auntie nach ihren Schlüsseln sucht.

Normalerweise ist Lily diejenige, die mir erzählt, was in der Rez, der Reservation, vor sich geht. Das hier wäre meine Chance, ihr auch mal was Aufregendes erzählen zu können. Auntie ist mein einziger Zugang

zu Ojibwe-Zeremonien, und manchmal nimmt sie mich zu Vollmond-Zeremonien mit, doch mit ihr zu einer *blanket party* zu gehen, wäre etwas anderes. Es wäre eine zusätzliche Möglichkeit für die anderen Nish kwewag meiner Community, mich als Teil der Firekeeper-Familie zu sehen. Nicht bloß als eine Fontaine.

Überhaupt – was, wenn die *blanket party* außer Kontrolle gerät und Auntie meine Hilfe braucht?

»Auf keinen Fall.« Sie schiebt ihr Handy in den BH.

»Aber ich will mitkommen.« Ich bin von mir selbst überrascht. Noch nie habe ich Auntie Widerworte gegeben; ihr Wort ist das Gesetz.

Als sie herumschnellt und auf mich zukommt, bleibe ich unbeirrt stehen. Auntie mustert mich finster. Etwas verschiebt sich in ihr; Energie implodiert, und gleichzeitig vergrößert und fokussiert sich ihre Wut. Mir stellen sich die Härchen auf den Armen und im Nacken auf.

»Dieser Scheiß ist hässlich und verworren und ich will dich nicht mal irgendwo in der Nähe haben.« Sie spuckt es mir fast ins Gesicht.

»Geh aufs College. Vögel Jamie. Leb dein schönes Leben.«

Sie dreht sich um und ist weg. Ich stehe mit zitternden Händen im Dunkeln. Ihre Abfuhr brennt wie ein Schlag ins Gesicht.

Meine Cousinen erzählen immer Geschichten über die Zeit, als meine Tante noch härter drauf war. Geschichten über die Wilde Teddie und ihre legendären Aktionen, die immer lustiger werden, je öfter man sie erzählt. Zum Beispiel das eine Mal, als sie mit Freundinnen in einer Bar war und ein Zhaaganaash-Typ jedes Mädchen gefragt hat, ob sie Indianerin sei und, wenn ja, wie indianisch? Er musterte Auntie anzüglich und fragte sie, ob sie ihm zeigen würde, welche Körperteile indianisch waren. Sie knallte ihm die Faust gegen den Hals. Während er nach Luft rang, erklärte ihm meine Tante, dass er gerade eine echte Indianerinnenfaust erlebt habe und dass sie noch eine habe, falls er die auch sehen wolle.

Diese furchterregende Version von Auntie bekomme ich heute zum ersten Mal zu sehen.

Und lustig ist an ihr überhaupt nichts.



KAPITEL 5

Als ich am nächsten Morgen aufwache, hat sich Perry zwischen mich und die Rückenlehne gequetscht. Mein halber Hintern hängt über den Sofarand. Ich rolle mich auf die Seite, um mit Perry zu kuscheln. Sie schläft mit offenem Mund; ihr Atem riecht nach Mais. Gerade, als ich wieder am Einnicken bin, bohrt sich ein Finger in meine Schulter. Ich zucke zusammen.

»Du weißt, dass das meine lädierte Seite ist?«, brumme ich und drehe mich um.

»Machst du uns Pancakes?«, flüstert Pauline gut hörbar. Ihr Atem riecht nach Maischips.

»Ich will Pancakes«, quengelt Perry mit geschlossenen Augen, immer noch im Halbschlaf.

Manchmal weiß man einfach, dass man es mit Kräften zu tun hat, die zu mächtig sind, um sie zu ignorieren. Ich umschlinge Paulines kräftigen Körper und rolle sie auf uns, um Perry in einer Umarmung zu zerquetschen.

»Ninde gidayan.« *Mein Herz gehört euch.* Ich küsse beide Mädchen.

Beim Aufsetzen entdecke ich Aunties Wagen in der Auffahrt und stoße einen Seufzer der Erleichterung aus. Gleich darauf fällt mir ihre

Abfuhr von letzter Nacht ein, aber ich verdränge die Kränkung und sage mir, dass sie wenigstens wieder unversehrt zu Hause ist.

Als ich aus dem Bad komme, warten Perry und Pauline schon am Küchentresen auf mich. Sie fahren total auf meine Pancakes ab. Ich stelle die Crêpesplatte vor sie und stecke sie ein, damit sie heiß wird, während ich Kaffee koche.

»Erzählt mir, wo ihr letzte Nacht wart«, sage ich, sobald das Tropf tropf der Kaffeemaschine beginnt. Sie lieben es, mir ihre Träume zu erzählen. Ich werfe die Zutaten in den Mixer und höre ihnen zu.

Perry war in einem Banktresor mit kostbarem Schmuck. »Ich war der Bösewicht, Auntie Daunis. Und zwar ein richtig guter«, brüstet sie sich.

»Pearl Mary Firekeeper-Birch, Juwelendiebin!« Ich lache. »Und du, Sis?«

Pauline sagt, ein geheimnisvoller Junge habe sie in ihren Träumen besucht und ihr erzählt, sie sei eine Prinzessin.

»Du weißt aber, Pauline, dass du auch eine Prinzessin sein kannst, ohne dass dir das ein Junge sagt.« Ich nippe an einer Mischung aus heißer Schokolade und Kaffee. Pauline verdreht die Augen.

»Aho.« Perry flötet das Ojibwe-Äquivalent zu *Amen*. Ihre Antwort sorgt dafür, dass ich meinen Schoko-Kaffee ausspucke.

Heute wollen die Mädchen Bärenjunges-Pancakes. Während ich Teig auf die heiße Platte gieße, kommen Aunties Worte wie ein Bumerang zu mir zurück. *Leb dein schönes Leben*. Ich bin mit meinen Gedanken woanders und verpatze die Ohren des Bärenjunges. Stumm fluchend versuche ich sie mit noch mehr Teig auszubessern, erkläre sie dann aber kurzerhand zu Außerirdischen-Pancakes. Pauline zieht eine Schnute, doch Perry stopft sich ihren fröhlich in den Mund.

Als Auntie und Art herunterkommen, sind die Zwillinge bis oben hin voll mit Pancakes und dem Ahornsirup, den wir beim Sugar Bush letztes Jahr gepapft haben, und schauen sich *SpongeBob Schwammkopf* im Fernsehen an.

»Miigwech, Kleine Schwester«, sagt Art herzlich. Er bedankt sich immer bei mir, wenn ich ihnen morgens den Rücken freihalte.

Ich spähe zu Auntie, die meinem Blick ausweicht. Obwohl ich nicht weiß, wann sie nach Hause gekommen ist, spüre ich, dass letzte Nacht etwas vorgefallen ist. Etwas Größeres als die *blanket party*. Ich bin unsicher, ob ich es als Erste ansprechen oder lieber warten soll, bis sie davon anfängt. Aber vor den Zwillingen wird sie vermutlich so oder so nicht viel erzählen.

Und wie vermutet, redet sie, bis es für mich Zeit wird aufzubrechen, tatsächlich nur über Belanglosigkeiten. Die Zwillinge sitzen wie üblich jeweils auf einem meiner Füße und betteln, dass ich bleiben soll, während ich sie Richtung Tür schleppe. Sobald ich sie abgeschüttelt habe, nimmt mich Art noch einmal in den Arm. Meine Tante würde normalerweise nicken und mir einschärfen, mich von Ärger fernzuhalten, für mich einzustehen oder gut zu zielen, wenn ich Harry Pajog einen Tritt verpasse. Die Standardhymnen der Nish kwe.

Heute legt sie Wert darauf, mich zu umarmen, und hält mich noch fest, nachdem ich losgelassen habe.

»Ninde gidayan«, flüstert sie mir ins Ohr.

Ohne einen Grund dafür benennen zu können, würde ich gern weinen. Auntie ist heute ganz schlechtes Gewissen. Ich wünschte, sie müsste nichts bereuen. Vielleicht hat die *blanket party* das Problem aber auch nicht gelöst, sondern nur neues Chaos angerichtet.

Die *blanket party* geht mir den ganzen Tag nicht aus dem Kopf. Nachmittags treffen Lily und ich uns im großen Haus, wo wir Kunstgegenstände und andere Wertsachen in die Bibliothek meines Großvaters räumen. Ich möchte die Party genießen können, ohne mir Sorgen machen zu müssen, dass etwas kaputtgeht.

Beim Wegräumen erzähle ich Lily von der *blanket party*.

»Ich frage mich, wen sie sich vorgeknöpft haben?«, überlegt sie. »Kannst du dir jemanden vom Council oder den Bürgermeister vorstellen, oder einen Lehrer, der mit einem blauen Auge herumläuft? Und erzählt, er wäre gegen eine Tür gelaufen oder so einen Quatsch?«

»Ich hoffe bloß, dass sich die Frau, der die *blanket party*-Truppe zu Hilfe gekommen ist, jetzt sicherer fühlt«, antworte ich.



Gegen acht Uhr abends kreuzt Levi mit Bier im Haus meiner Großeltern auf. Eiskalt, wie versprochen. Lily sieht genervt aus.

Wir stellen das Fass in die Küche. Anschließend geht Levi wieder los, um seine Kumpels abzuholen, und ruft uns über die Schulter zu: »Trinkt nicht den ganzen Stoff, bevor ich zurückkomme!«

»Ich verstehe nicht, warum du sauer bist«, sage ich, als wir auf die Bibliothek neben dem Esszimmer zusteuern, wo die Hausbar steht. »Levi hat uns gerade einen großen Gefallen getan.«

Sie lässt ein frustriertes Knurren hören. »Manchmal bist du echt auf beiden Augen blind.«

»Hey, wie hätten wir sonst Alkohol organisieren sollen? Selbst in Kanada darf ich erst mit achtzehn welchen kaufen, also erst im Oktober, und Auntie hat mir verboten, sie jemals nach Alkohol zu fragen. Außer Granny June hätte uns dieses Fass gekauft, ansonsten hätten wir ziemlich alt ausgesehen.« Ich senke die Stimme und ziehe sie auf: »Komm schon, Lily, weißt du, wie demütigend es war, meinen drei Monate jüngeren Bruder zu bitten, uns Bier klarzumachen?«

»Es ist bloß ...« Lily sucht vorsichtig nach Worten. »Sonst zickst du wegen der Eishockey-Welt rum und plötzlich lädst du den König der Eishockey-Welt zu unserer Party ein. Was ist aus unserem Plan geworden, bloß mit ein paar Freunden zu feiern?«

»Mach hier nicht einen auf dicke Bluse, Lil. Wir feiern. Lake State. Woo-hoo!«, sage ich mit minimalem Enthusiasmus. »Es sind bloß Levi und seine Lakaien, die uneingeladen kommen. Und Jamie Johnson. Wie kann ich das wieder gutmachen?«

»Du hast *Jamie* eingeladen?« Sie mustert mich. »Ah, jetzt verstehe ich. Mach *du* hier mal nicht einen auf dicke Bluse; schieb dem Neuen die Zunge in den Hals, hey.«

»Hier ist nix mit dicker Bluse, Sis«, sage ich mit Blick auf meine flache Brust. »Und ich werde Jamie nicht küssen. Levi ist derjenige, der

ihn hier haben wollte. Abgesehen davon hat er eine Freundin.« Ich warte auf einen Spruch von Lily zu meinem rechtfertigenden Ton und beschließe, dass es Zeit für Grappa ist.

Ich gehe zur Hausbar, die meine Großeltern brillant gesichert haben, indem sie den Schlüssel auf der Rückseite des eleganten Schrankes versteckten. Sozusagen das Alkohol-Äquivalent dazu, das Passwort auf ein Post-it zu schreiben und an den Computermonitor zu kleben. Ich wähle eine Flasche importierten Grappa und nehme einen großen Schluck, der bis zu meinem Magen hinunter brennt.

»Wenn die Freundin mit einem Eishockey-Gott zusammen ist, der für ein Tausende von Meilen entferntes Team spielt – wo zum Teufel kommt der Typ überhaupt her? – auch egal, dann wusste sie, worauf sie sich einlässt«, sagt Lily.

»Hättest du das auch zu meiner Mutter gesagt?« Ich trinke noch einen Schluck Grappa. »Wie du weißt, hat sie es nie verwunden, dass sie meinen Dad und Levis Ma überrascht hat.«

»Ich weiß, ich weiß. Ich habe bloß gesagt, du sollst ihn küssen, weil du seit TJ mit niemandem mehr zusammen warst, und das ist schon zwei Jahre her. Blöde One-Night-Stands zählen nicht.« Sie stößt einen Seufzer aus, der sich zu groß für ihren Körper anfühlt. »Ich bin angepisst, weil dein Bruder immer alles an sich reißt und sich in den Mittelpunkt stellt. Das sollte *unsere* Party sein.«

Sie hat recht. Ich nehme noch einen Schluck. Nur der erste hat gebrannt. Der hier verbreitet eine entspannende Wärme in meinem Körper.

»Wir werden einen super Abend haben. Es geht immer noch um uns. In drei Wochen fangen wir mit der Uni an. Du musst Granny June den Preis deiner Bücher sagen, damit du einen ihrer Gutscheine einlösen kannst.« Lily hat von ihrer Urgroßmutter zum Highschool-Abschluss einen Bogen mit acht handgeschriebenen Coupons bekommen: *Dieser Coupon ist gültig für die Bücher und das Material eines Semesters für Lily June Chippeway, mit Liebe von Granny June. Nicht übertragbar.*

»Du hast recht, und wenn wir erst mal auf der Lake State sind, ist Schluss mit Levi und seinen Kumpels.« Lily mustert eingehend die Hausbar und nimmt eine Flasche Frangelico heraus. Sie lässt die seltsame Flasche, die wie ein Priester aussieht, gegen meine Flasche mit klarem Schnaps klirren, in der eine Weinrebe schwimmt.

Bevor wir trinken, streckt Lily die linke Hand vor, und wir fangen mit unserem Spezial-Handschlag an.

»Lake State, Baby«, sage ich bei unserem flatternden Schmetterlingsfinale.

Lily trillert ein Lee-Lee, das mir fast das Trommelfell zerreißt.



Zwei Stunden später staucht mein kleiner Pitbull lauthals Levi zusammen, weil er die Musik bis zum Anschlag aufdreht.

»Willst du, dass die Cops kommen?« Lily klingt genau wie Granny June, wenn sie jemandem die Hölle heißmacht. Levi ignoriert sie, bis Lilly hinzufügt: »Die Cops der Tribal Police haben übergreifende Befugnisse und kümmern sich auch um Anrufe, die nicht aus der Reservation kommen. Vielleicht nimmt TJ die Beschwerde wegen Ruhestörung entgegen.«

Sofort stellt mein Bruder Hoobastank leiser.

»Und überhaupt habe ich dir gesagt, du sollst Amy Winehouse laufen lassen«, erinnert sie ihn.

»Und ich hab *dir* gesagt«, kontert Levi, »nichts von deiner schrägen Musik, die außer dir sowieso keiner kennt.«

Während Lily zu einer mit Obszönitäten gespickten Rede über die Genialität von Amy Winehouse ansetzt, zähle ich vierundzwanzig Leute im großen Haus. Ich nehme einen Schluck Grappa für jedes halbe Dutzend Leute. Das Fass wird bald leer sein. Levi und seine Freunde werden verschwinden. Lily wird nicht mehr auf dicke Bluse machen. Alles wird gut. Ich fühle mich schon gut. Genau genommen so gut, dass ich Jamie Johnson, der neben mir steht, die Flasche Grappa

entgegenhalte, damit er sich auch gut fühlen kann. Er nimmt einen kleinen Schluck und hustet.

»Was ist das denn, schwarzgebrannter Fusel?«, prustet er.

»Grappa, italienischer Branntwein«, sage ich. »Wird aus den Traubenresten gemacht, nachdem sie für Wein ausgepresst wurden.« Ich nehme noch einen Schluck und biete Jamie an, ihm das große Haus zu zeigen.

Daunis, die zuvorkommende Gastgeberin – nicht mehr. Ich versuche auf keinen Fall, mit ihm allein zu sein. Irgendeine Klette, die Levi eingeladen zu haben scheint, hängt sich an uns, als wir die Treppe hochgehen. Bescheuerter Möchtegern-Anglerfisch, der für die Rolle als Jamie Johnsons neue Freundin vorsingt.

Anglerfische. So nenne ich die Eishockey-Freundinnen. Fische, die still auf dem Meeresgrund liegen und ihren Partner beißen, um schließlich mit ihm zu verschmelzen – ein parasitisches Anhängsel, das nicht für sich allein existieren kann.

»Es gibt ein Elternschlafzimmer mit Bad, plus drei andere Schlafzimmer, zwei weitere Badezimmer und eine Geheimtür zu einem gruseligen Dachboden.« Ich deute mit einem unbeholfenen Armschlenker in Richtung der Türen.

Jamie lächelt über meine wilde Gestik.

»Moment, du bist hier aufgewachsen?«, fragt das Mädchen.

»Bis ich sechs war. Dann hatte Mom ihren Uniabschluss und fing an, im Kindergarten zu unterrichten, und kaufte ein Haus vier Blocks weiter.« Ich mustere den Anglerfisch, der Jamie mit zusammengekniffenen Augen wie ein Hai umkreist. »Aber ja. Die Sonntagsessen und die großen Feiertage fanden hier statt.«

Ich führe sie einen holzgetäfelten Gang hinunter, deute auf die Geheimtür zum Dachboden und lege einen Finger auf die Lippen, um zu betonen, dass ihre Existenz geheim ist.

Jamie bleibt stehen und starrt mein Abschlussklassenporträt an. GrandMary hatte verlangt, dass ich meine Haare zu Locken aufdrehe. Auf meinem Gesicht liegt ein verträumter Ausdruck. Die Porträts mei-

ner Mutter und meines Onkels hängen daneben. Sie haben kaum Ähnlichkeit mit den Personen, die sie geworden sind.

Meine Mutter machte ihren Highschool-Abschluss ein Jahr nach ihren Klassenkameraden, sie ist die Einzige mit einem Kleinkind. Ihre dunkelbraunen Haare sind zu einer hohen Welle aus Ponyfransen und Engelsflügeln um jedes Ohr gesprayt, bevor sie ihr über die Schultern fallen. Wie sie so zurechtgemacht dasitzt und mit ihren schönen grünen Augen hoffnungsvoll in die Kamera lächelt, hat etwas Herzerreißendes. Ich möchte diese Version meiner Mutter am liebsten umarmen. Sie weiß noch nicht, wie viele Verluste auf sie zukommen.

Uncle David sieht auf seinem Porträt aus, als könne es für ihn gar nicht schnell genug gehen, die Sault High im Rückspiegel zu sehen. Als wolle er nur irgendwohin flüchten, wo Menschen lieber bunt sein wollen, als sich an die Regeln zu halten. Mein Onkel trägt einen piefigen Anzug und hat seiner Mutter zuliebe die Haare frisch geschnitten, doch die lila Krawatte und das Einstecktuch sind eine Hommage an Prince.

»Die merkwürdigen Bilder an der Wand brauchst du dir nicht anzuschauen«, sage ich. »Diese Menschen werden bald nicht mehr wiederzuerkennen sein. Nicht einmal für sich selbst.«

»Du bist komisch«, sagt das Mädchen.

Ich zucke die Achseln und nehme noch einen Schluck Grappa, bevor ich meine Hausführungsgruppe zur Treppe zurückbringe.

»Ich kann die für dich halten«, schlägt Jamie vor und streckt die Hand nach der Flasche aus.

»Gern. Ein Eishockey-Gott mit Manieren. Gut für dich, Jamie Johnson. Und willkommen in Sault Sainte Marie.« Ich hole wie eine Spielshow-Moderatorin mit dem Arm aus. »Aber sprich es bitte nicht wie die Touristen *Salt* aus. Es heißt *Soo*.«

»Notiert«, erwidert er. »Du weißt so viele faszinierende Sachen.«

Sein leicht spöttischer Unterton entgeht mir nicht. »Miigwech, Eishockey-Prinz.« Ich sehe mich um. »Hey ... wohin ist dieses Mädchen verschwunden?«

»Ich glaube, du hast sie verloren«, sagt Jamie.

»C'est la vie.« *So ist das Leben.*

»Qui n'avance pas, recule«, antwortet er. *Wer stehen bleibt, fällt zurück.*

Ich starre ihn an. Jamie spricht französisch? Bevor ich dazu komme, ihn zu fragen, werde ich von seinen Augen abgelenkt. Die Iris wird zur Pupille hin heller, der dunkelbraune Rand verläuft zu Gelbbraun. Der Grappa muss meinen Blick geschärft haben, plötzlich fällt mir jedes Detail auf.

»Du starrst«, bemerkt Jamie.

»Ähm ... Die Mädchen stehen auf dich«, plappere ich. Es klingt schon in dem Moment bescheuert, in dem ich es ausspreche.

»Danke für die Warnung.« Sein breites Lächeln zupft am Ende seiner Narbe.

»Hey, Bubb!« Als wir uns umdrehen, sehen wir Levi, der zwei Stufen auf einmal nehmend auf uns zukommt. Mein Bruder legt den Arm um mich. »Du musst mir einen Gefallen tun.«

Ich bereite mich auf das Schlimmste vor. Zu den bisherigen Gefallen gehörte unter anderem, letztes Jahr seinen besten Freund Stormy zur Shagala zu begleiten und mir Anishinaabemowin-Spitznamen für seine Freunde und Mitspieler auszudenken. Ein Typ ging mir auf die Nerven, er wolle »den besten Indianernamen von allen haben«, also habe ich ihm erzählt, dass Gichimeme der Name des größten und mächtigsten Vogels sei. Danach lief er wochenlang herum und prahlte lauthals mit seinem neuen Namen, bis ihn schließlich ein Nishnaab-Freund beiseitenahm und ihm erklärte, dass Gichimeme »big pileated woodpecker«, also »Großer Helmspecht«, bedeutete. In anderen Worten, Big Pecker, Großer Schwanz.

»Würdest du Jamies Supe-Betreuerin sein?«

»Ich? Aber ... Ich gehöre doch gar nicht mehr zum Club«, sage ich überrascht. »Die Mädels haben sich die neuen Supes schon reserviert.«

»Richtig.« Levi wirft Jamie einen wissenden Blick zu und fügt hinzu. »Genau deshalb bist du ja so perfekt. Jamie hat eine Freundin. Auf

diese Weise könntest du ihm die ganzen Puck-Schlampen vom Hals halten.«

Ich knurre. »Du weißt, dass ich diesen Ausdruck hasse.«

»Tut mir leid, Bubb«, entschuldigt sich Levi schnell. »Was ich damit sagen wollte, ist, er könnte mit dir joggen gehen, und du könntest ihm dabei die Stadt zeigen.« Er wendet sich zu Jamie. »Wusstest du, dass Daunis es die ganzen vier Highschooljahre ins Varsity-Team der Jungs geschafft hat? Außerdem war sie Jahrgangsbeste.«

»Mir ist schon aufgefallen, dass sie eine Menge interessante Sachen weiß«, sagt Jamie zwinkernd.

»Hey, das sieht mir nach abgekarteter Sache aus«, sage ich, als ich mitkriege, was hier abläuft.

»Es ist abgekartete Hilfe, Bubb. Jedes andere Mädchen als Jamies Betreuerin würde Zickenkriege auslösen.«

»Bilde dir bloß nichts ein.« Ich verdrehe die Augen. »Aber wenn du das so siehst ... werden sie dann nicht sauer auf mich sein?« Hatte Levi gerade einen Begriff erfunden: *abgekartete Hilfe?*

»Dir wird keiner blöd kommen«, sagt er. »Du bist cool. Genau wie Tante Teddie.«

Bei diesen magischen Worten, dem erfreuten Blick des Neuen und der Wärme des Grappas erkläre ich mich bereit, Jamies Betreuerin zu werden.



KAPITEL 6

Zwei Tage später steht Jamie Johnson in unserer Einfahrt und streckt in der Morgendämmerung die Arme über den Kopf. Er scheint in der Nähe zu wohnen, ich sehe kein Auto. Ich nicke ihm zur Begrüßung zu, dann lege ich semaa auf die Erde und flüstere meinem Gebetsbaum zu. Als ich mich in der Auffahrt neben ihn stelle, schaue ich mir meinen neuen Supe-Kumpel an.

Der Kerl besteht nur aus schlanken Muskeln und straffen Bändern, die sich über Knochen spannen. An ihm ist kein Gramm Fett. Obwohl wir gleich groß sind, bin ich locker dreißig Pfund schwerer. An aufgeblähten Tagen sogar eher noch mehr.

Während ich Jamie mustere, stelle ich mir vor, dass er dasselbe mit mir tut: großes, stämmiges Mädchen, mächtiger Hintern, gespensterhaft weiße Haut, breiter Mund, große Nase und – welch grausame Ironie – kleine Brüste. Ich unterdrücke den Impuls, ihm entgegenzuschreien, dass ich eine gute Verteidigerin bin, dass ich klug bin, dass ich niemals aufgebe.

Er unterbricht meinen inneren Monolog. »Gehst du je mit deinem Bruder joggen?«

»Manchmal.« Ich fange mit meinen seitlichen Dehnungsübungen an. »Er und seine Freunde laufen normalerweise wesentlich schneller

als ich.« Dass Levi mein Aufwärmprogramm ungeduldig macht, lasse ich aus.

»Du hast ein enges Verhältnis zu deinem Bruder.« Jamie geht in die Hocke und streckt ein Bein zur Seite, um es zu stretchen.

»Hm ... Ja, vermutlich. Manchmal ist er aber auch die Pest.« Ich starre auf den angespannten Gracilis-Muskel auf der Innenseite seines Oberschenkels, der schnurgerade in seine lockeren Shorts läuft ... Ich zwinge mich, wieder Augenkontakt herzustellen. »Hast du Geschwister?«

»Keine Geschwister. Bloß meinen Onkel. Meine Eltern haben sich scheiden lassen, als ich ein Kind war. Sie können mit Eishockey nichts anfangen. Uncle Ron hat mir immer geholfen, meine Ausrüstung und die Travel Teams zu finanzieren. Als er den Job als Lehrer hier bekam, habe ich sein Angebot angenommen, mein Abschlussjahr an der Sault High zu machen.« Er wirkt zufrieden, weil er den Namen der Stadt richtig ausspricht.

Ich ertappe mich dabei, dass ich bei der Kurzversion meines Aufwärmprogramms sein stolzes Lächeln widerspiegele. Jamie macht meine Dehnungsübungen mit.

»Bereit, Kumpel?« Ich recke Kinn und Mund der Straße entgegen.

»Jawohl, Betreuerin.« Auf seinem Gesicht liegt immer noch das Lächeln.



Ich schlage meine übliche Route über das Unigelände ein.

»Hey, schau mal«, ruft Jamie, als wir an dem neuen Wohnheim vorbeikommen. »Da steht dein Nachname drauf.«

»Jep.«

Er lacht. »Mehr hast du dazu nicht zu sagen?«

»Nö.« Ich lächle mein billigstes Lächeln.

Als wir zu dem Aussichtspunkt hinter der Studierendenvereinigung kommen, bleibe ich stehen.

»Warte«, sage ich. Jamie läuft ein paar Schritte zurück und stellt sich neben mich. »Dort hinten, ein paar Meilen weiter, ist der Lake Superior.« Ich deute gen Westen, dann folgt mein Finger dem Fluss. »Er speist den St. Marys River, der die internationale Grenze zu Kanada bildet. Die Stadt dort drüben heißt auch Sault Sainte Marie, aber sie ist viel größer als unsere.« Ich beschließe meine Erklärung wieder mit der ausholenden Geste einer Spielshow-Moderatorin. Irgendetwas an Jamie weckt den Wunsch in mir, ihn zu beeindrucken. »Der Fluss windet sich um den östlichen Stadtrand und diese hübschen Hügel da sind Sugar Island. Von dort stammt die Familie meines Vaters. Also Levis und mein Vater.«

»Wow. Voll schön.«

Die Ehrfurcht in seiner Stimme gibt mir dasselbe Gefühl, wie wenn ich bei einem Test gut abschneide.

»Weiter?«, frage ich und verfallende wieder in Laufschrift. Wir folgen der Straße von der Steilküste eine halbe Meile zum Fluss hinunter. Jamie beobachtet einen Frachter, der langsam und geräuschlos in die nächstgelegene Schleuse einfährt. Während er das lange Schiff betrachtet, werfe ich einen verstohlenen Blick auf sein Profil, auf die nicht vernarbte Gesichtshälfte. Als das Frachtschiff hundertfünfzig Meter vor uns in sein Horn stößt, erschrickt Jamie und flucht laut. Ich lache.

»Ich werde meine Betreuerin brauchen, damit sie mir das alles erklärt«, sagt er.

»Weißt du noch, als ich vorhin zum Lake Superior gedeutet habe?«

»Vor fünf Minuten?«, fragt er trocken zurück.

»Ja, Klugscheißer. Alle Schiffe auf dem Weg von oder zu den anderen Großen Seen müssen hier durch, wenn sie zum Lake Superior wollen, er liegt ungefähr sechs Meter höher als alles flussabwärts. Früher waren hier Stromschnellen. Es war ein wichtiger Ort für die Anishinaabeg, mit Fischerdörfern zu beiden Seiten des Flusses und auf Sugar Island. Die Regierung hat das Land übernommen und für den Bau der Schleusenanlagen die Stromschnellen ausgehoben. Die Soo Locks

